



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Joesten, Joseph: Die litterarische Bildung am Rhein im vorigen Jahrhundert

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die litterarische Bildung am Rhein im vorigen Jahrhundert

Von Joseph Joesten in Köln



In der „Täglichen Rundschau“ von 1894 (Nr. 267) finden wir das Urteil eines Kritikers, von dem wir bei der Behandlung unsers Themas ausgehn möchten, und das folgendermaßen lautet: „Es giebt in Deutschland eine ziemlich reich blühende katholische Dichtung, von der im allgemeinen die nichtkatholische Bevölkerung kaum etwas weiß; selten gelingt es einem Vertreter jener Dichtung, in die Litteraturgeschichte, die nur nach der Kunst und nicht nach der Konfession fragt, Eingang zu finden. Daran trägt nicht etwa die religiöse Absonderung als solche schuld, sondern der litterarische Charakter jener Dichtung, der freilich durch die Absonderung bedingt ist. Die meisten katholischen Dichter — ich spreche natürlich nur von den religiös schaffenden — stehn in fast gar keiner Berührung zu der allgemeinen Kunstbewegung der Zeit, in der Form und den Ausdrucksmitteln sind sie sehr konservativ, und wenn sie sich Vorbilder wählen, so kümmern sie sich im großen und ganzen mehr um die Glaubensreinheit des Vorbildes, als um seine künstlerische Bedeutung.“

Veremundus, der Verfasser der auch in den Grenzboten besprochenen Schrift: „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?“ (im Verlage von Franz Kirchheim zu Mainz, 1898), pflichtet diesem „bittern aber wahren“ Urteil bei und sucht bei der Frage nach den Gründen der litterarischen Rückständigkeit der katholischen Schriftsteller und ihrer Abseitsstellung die Ursachen nicht in der geringern Begabung und in einem thatsächlichen Mangel an Talenten unter den Katholiken, sondern in mehr äußerlichen, vorübergehenden Zuständen. Zunächst sei es der Mangel an Interesse, die Engherzigkeit durch Hineintragen jugenderzieherischer Grundsätze, die Brüderie und endlich die mangelhaften Zustände auf dem Gebiete der Kritik, die als Gründe der im allgemeinen unbefriedigenden Litteraturverhältnisse (von wenigen ehrenvollen Ausnahmen abgesehen) bezeichnet werden müßten. Wenn schon die in Betracht kommende Kritik dieses Buches in katholischen Kreisen zugeben mußte (vgl. Kölnische Volkszeitung Nr. 731, Jahrgang 1898), „daß das Werk viel zu viel Wahrheiten enthalte, die man respektieren müsse, auch wenn sie unbequem

seien," so wird der objektive Beurteiler, der dem konfessionellen Standpunkt in Kunstfragen fern steht, diesem Urteile nur beipflichten müssen. Die beachtenswerten Ausführungen von Beremundus befassen sich nun vornehmlich mit der Frage, wie es um die katholische Belletristik in unsern Tagen steht. Beim Lesen dieser Schrift kommen wir unwillkürlich zu den Fragen: Ist das immer so gewesen, wie war insbesondere das deutsche Litteraturleben in den vorwiegend katholischen Gegenden unsrer engern Heimat in der Vergangenheit beschaffen, und in welchem Maße hat die Rheinbevölkerung an dem geistigen Umschwunge des vorigen Jahrhunderts Anteil genommen? Man hat diese Frage häufig mit Voreingenommenheit behandelt, und um so mehr dürfte es sich zur Ergänzung der Wahrheit und zur Klärung vielfach bestehender Vorurteile empfehlen, in einer kurzen Betrachtung auf völlig objektiver Grundlage die Frage endgiltig zu würdigen, auf welcher Höhe das deutsche Litteraturleben am Rhein damals gewesen ist.

Ich will mich bei der Untersuchung und Entscheidung nur an die Thatfachen und die Quellen*) halten und diese sine ira et studio abwägen und prüfen. Ich bemerke hierbei ausdrücklich, daß ich an dieser Frage von keinerlei politischem oder konfessionellem Standpunkte aus, sondern lediglich als rheinischer Schriftsteller interessiert bin, da meine Eltern und Voreltern am Rhein gelebt und gewirkt und auch an dem geistigen Leben der damaligen Zeit nach ihren Verhältnissen und Kräften teilgenommen haben. Es ist mir daher keineswegs gleichgiltig, in welcher geistigen Luft sich ihr Dasein vollzogen hat. Freie Mitteilung der Wahrheit ist nach Fichte das schönste Vereinigungsband, das die Welt der Geister zusammenhält, und so wollen auch wir die Wahrheit, wenn sie auch bitter sein sollte, nicht scheuen und sie in dieser die deutsche Litteraturgeschichte eng berührenden Frage ungeschminkt und vorurteilslos zu Worte kommen lassen, eingedenk der Worte Shakespeares:

Die Wahrheit läßt sich nicht genug bestätigen,
Selbst wenn der Zweifel immer schwiege.

Die rheinische Litteraturgeschichte hätte unzweifelhaft beim Beginn des achtzehnten Jahrhunderts einen andern Lauf genommen, wenn die kirchlichen und nationalen Gegensätze nicht die Zerreißung der Niederlande und die Trennung vom deutschen Reich bewirkt und sich nicht dem freien Staat der protestantischen Niederlande im Norden die katholischen Niederlande im Süden unter fremden Einflüssen, fremder Herrschaft und fremdem Geschmack gegenüber gestellt hätten. Dieser Einfluß und Geschmack, der das Fremde begünstigte, wirkte nachhaltig auch in Beziehung auf die Litteratur am Rhein bis tief in

*) Die in dieser Abhandlung aufgeführten Quellen, Urkunden und Schriften liegen sämtlich im Archiv und in der Stadtbibliothek zu Köln.

das achtzehnte Jahrhundert fort. Wie der Glanz der rheinischen Geschichte mit der Macht des geeinten Reichs zusammenhängt, so hängt die Erschlaffung des rheinischen Litteraturlebens auch mit dem Niedergang des mittelalterlich deutschen Reichs zusammen. Und dieser Niedergang fand seine Entscheidung unter den Kämpfen der Reformation, von der ab die rheinische Geschichte ihren höhern Schwung verliert. (Vgl. M. Ritter, *Über rheinische Geschichte und die Aufgaben der rheinischen Geschichtsgesellschaft*. Köln, 1885.)

Nachdem wir dies zum Verständniß des Zustandes, worin die rheinische Litteratur am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war, vorausgeschickt haben, wollen wir nun zu einer Prüfung der Thatfachen und der Quellen übergehn.

Einem ähnlichen Urtheil wie Veremundus begegnen wir schon bei einem Zeitgenossen des achtzehnten Jahrhunderts am Rhein, mit dem wir den Leser kurz bekannt machen möchten; er ist zwar wegen seines Charakters und Lebenswandels im allgemeinen kein ganz klassischer Zeuge, ein etwas lockerer Gefelle, indes immerhin eine Persönlichkeit, die auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften ernst genommen werden muß. Es ist der Bonner Universitätsprofessor Eulogius Schneider, der frühere Franziskanermönch. Jedenfalls verdient er auf dem Gebiete unsrer Forschung unbedingten Glauben. Der aus der Hütte entsprossene, im Kloster erzogene, an den Hof, auf die Universität, zuletzt in den Kerker und aufs Blutgerüst geratene bekannte und berühmte Schöngeist Eulogius Schneider (vgl. *Sein Leben und seine Schriften*. Von Dr. Ehrhard. Straßburg, 1894) wirkte von 1789 bis 1791 an der Universität Bonn, an die ihn der Kurfürst berufen hatte. In seiner akademischen Antrittsrede verbreitete er sich eingehend: „Über den gegenwärtigen Zustand und die Hindernisse der schönen Litteratur im katholischen Deutschland.“ Eines dieser Hindernisse, warum die Katholiken in dem, „was die Kultur der schönen Litteratur betrifft, noch weit hinter dem Ziele zurück sind, welches die Protestanten erreicht haben,“ findet Schneider in der mangelhaften und vom jesuitischen Geiste durchdrungenen Bildung und Erziehung auf den Gymnasien. Ein zweites ist in seinen Augen die „Mönchsmoral,“ die sich noch immer mit der christlichen Moral vermische und unter den guten Samen des Evangeliums ägyptisches Unkraut streue. Schneider verlangt eine Moral, die die Liebe nicht „zu einem bloß tierischen Triebe herabwürdige,“ die Gedichte erlaubt, „die zärtliche Gefühle“ atmen, und die nicht den Nationalstolz, den Patriotismus verlege. Er verdammt die Moral, die der Ehrbegierde „eine gewisse Selbsterniedrigung, eine ungerechte Wegwerfung seines eignen Wertes, die man Demut nennt, entgegensetzt, . . . diejenige, welche Zärtlichkeit und Ehrliche zu Verbrechen, Gefühllosigkeit hingegen und Niederträchtigkeit zu Tugenden macht.“ Er schloß die Rede mit folgender Aufforderung: „So, meine Herren, wollen wir Hand in Hand dem Haine der Mäusen zuwandeln und in ihrem Umgange jene edlern Vergnügungen auffuchen, welche zwischen den reinen Freuden des

Himmels und den rohen Ergözzungen der tierischen Welt die Mitte halten und eben deswegen unsrer Natur vorzüglich angemessen sind."

In seinem Werke „Die ersten Grundsätze der schönen Künste überhaupt und der schönen Schreibart insbesondre," das seinen Schülern als Handbuch dienen sollte, setzte er ferner seine Ansichten über Kunst und Ästhetik auseinander: „Es soll, sagt er in der Einleitung, ein Lehrbuch der schönen Wissenschaften werden. Unter diesen versteht man die Redekunst und Dichtkunst, welche aus einigen nicht sehr wichtigen Gründen von den schönen Künsten unterschieden werden. Mein Wunsch wäre, das ganze Gebiet des Schönen zu umfassen; aber das Bedürfnis meiner Zuhörer und meine Bestimmung fordern, daß ich mich bloß auf die schönen Wissenschaften beschränke. Da aber diese, ohne die allgemeine Theorie des Schönen voranzuschicken, nicht können erlernt werden, so wird der erste Hauptteil dieses Werkes die Ästhetik sein. Der zweite ist der Untersuchung der Sprache in Hinsicht auf schöne Wissenschaften gewidmet. Der dritte wird die Dichtkunst, der vierte und letzte die Redekunst behandeln."

Die Stellung, die die streng kirchliche Partei, deren Hauptvertreter ein großer Teil der Bürgerschaft Kölns, die Kölner Universität und das Kölner Domkapitel waren, Schneider gegenüber wegen seines Verhaltens, seiner Lehren, seiner Schriften und besonders seiner Gedichte einnahm, führten bekanntlich zur Entlassung Schneiders aus seinem Lehramte. Dessen ungeachtet hat Schneider selbst Bonn als „die aufgeklärteste Universität im katholischen Deutschland" bezeichnet. Aus diesem Urteil geht hervor, daß nach Schneiders Meinung lediglich die Mönchsmoral und die jesuitische Bildung und Erziehung der schönen Litteratur im katholischen Deutschland als Hindernis entgegenstehen, keineswegs sagt er dies aber von dem Rhein und seinen Bewohnern. Mönche und Jesuiten gab es in damaliger Zeit überall. Aber das auffallendste ist, daß er gerade die Universität Bonn als die aufgeklärteste im katholischen Deutschlande rühmte. Es muß daher doch nicht so schlimm mit der litterarischen Bildung am Rhein beschaffen gewesen sein, es erscheint uns daher geradezu unverständlich und übertrieben, wenn man den Rheinlanden im Vergleich mit andern Gegenden unsers großen deutschen Vaterlands den Sinn und die Empfänglichkeit für unsre nationale Dichtkunst im vorigen Jahrhundert abzusprechen sich bemüht hat. Wir verweisen in dieser Beziehung unter anderm auf eine Stelle in Zarndes Litterarischem Centralblatt (Nr. 20 vom 16. Mai 1874), worin bei der Besprechung eines Aufsatzes von Hermann Hüffer „Rheinisch-Westfälische Zustände zur Zeit der französischen Revolution" (vgl. Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, Heft 26, S. 1) von dem Verfasser der in dem Aufsatz mitgeteilten Briefe gesagt wird, „er könne als Typus des damaligen unter dem Krummstab behaglich dahinlebenden und verkommenden Geschlechts gelten, das selbst der Sturm der Revolution nicht

mehr habe umwandeln können. Dieses Geschlecht mußte verschwinden, wenn es in Deutschland besser werden sollte." Hüffer hat damals dem Kritikus gründlich heimgesucht (vgl. Heft 27 a. a. O., S. 448) und betont, daß sich in Wahrheit neben den abgestorbenen staatsrechtlichen Formen ein reicher Schatz von künstlerischer Befähigung und gelehrten Kenntnissen erhalten hatte, besonders in den mittlern Ständen. Wäre es anders gewesen, so würde der gewaltige Anstoß von außen die Zerstörung, nicht die Neugestaltung und Kräftigung unsers Vaterlandes herbeigeführt haben.

Die folgenden Ausführungen werden hoffentlich genügendes Material zur Beantwortung der uns gestellten Aufgabe bringen, um auch die letzten Schatten einer voreingenommenen und geschichtsfälschenden Beurteilung des Bildungsgrades unsrer Vorväter am Rhein im achtzehnten Jahrhundert zu vertreiben und das Märchen von dem obskuranten Rhein ein für allemal energisch zurückzuweisen.

Die deutsche Litteratur erfuhr in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einen mächtigen Umschwung. Hochbegabte Männer der verschiedensten Richtung schlugen neue Bahnen ein und erreichten teils durch die Zerstörung und Bekämpfung verjährter Irrtümer, Vorurteile und falscher Ansichten, teils durch geniale Schöpfungen eine Höhe der Bildung, wie sie in der neuern Geschichte kaum ihresgleichen hatte. Den größten Aufschwung nahmen die Dichtung und der Kunstgeschmack, sodaß die poetische Bildung jeder andern den Vorrang abgewann, daß Philosophie und Religion im Bunde mit der Dichtkunst standen, daß Phantasie und Gefühl auch auf das Gebiet der Wissenschaft hinübergetragen wurde. Die größten und edelsten Geister der Nation wandten der Dichtkunst ihre Talente zu. Die litterarische Bildung war vor einem Jahrhundert weiter entwickelt und stand höher im Preise als heute, wo Politik und Naturwissenschaften mit ihren fortwährenden Überraschungen und neuen Entdeckungen das Interesse der Zeitgenossen vorwiegend beschäftigen.

Das gemeinsame Band für die geistigen Bestrebungen war damals vorwiegend die litterarische Bildung. Sprachforscher wie Wilhelm von Humboldt, Naturforscher wie Alexander von Humboldt waren mit unsern großen Dichtern aufs engste verbunden; die Vertreter der Philosophie gingen mit den Heroen der Dichtung Hand in Hand. Während Goethe auch als Naturforscher Entdeckungen machte und wissenschaftliche Theorien aufstellte, die damals, wenn auch viel umstritten, großes Aufsehen erregten, lebt Schiller nicht nur als Dichter, sondern auch als Denker in unsrer Nationallitteratur fort. Man denke ferner an den Physiker Lichtenberg, an den Philosophen Herder und andre Größen, in deren Schriften und Gedanken Wissenschaft und Dichtkunst Hand in Hand gehen. Selbst die strengern Fachmänner schlossen sich nicht von den wissenschaftlichen Bestrebungen der damaligen Zeit ab. Aber auch schon damals haftete dem deutschen Schriftwesen der Fluch an, daß Bücher auch solcher

Schriftsteller, die zu großem Ansehen gelangten, in der Regel von den Zeitgenossen nur einmal^{*)} gelesen und dann für immer beiseite gelegt, von den nachfolgenden Geschlechtern aber selten wieder aufgenommen wurden. Daher haben die sinnvollsten und lehrreichsten Dichtungen nur eine geringfügige, jedenfalls eine sehr vorübergehende Wirkung auf die nationale Bildung geübt, und die historischen Vorurteile, die Lessing vor hundert Jahren aus dem Gebiete der Geschichte hinwegzuräumen bemüht war, behaupten noch heute bei einem großen Teile der Nation, auch dem gebildeten und belebten Publikum, ihre Geltung. Die meisten deutschen Fürsten^{**)} erwiesen der deutschen Litteratur keine Förderung, und an dem Kaiserthum und bei den katholischen Höfen war für eine vom protestantischen Norddeutschland ausgehende Geistesregung noch weniger zu erwarten. Erst in den Tagen, wo die Existenz des Reiches am Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Spiele stand, waren Poesie und Philosophie die Zielpunkte des nationalen Strebens der Deutschen, erregten die Dichtungen, mit denen Goethe und Schiller das Jahrhundert beglückten, die humoristischen Romane des genialen Bayreuthers Jean Paul Friedrich Richter so sehr die öffentliche Teilnahme, daß selbst hervorragende politische Ereignisse in den Hintergrund traten. Was nun insbesondere das geistige Leben am Rhein im vorigen Jahrhundert anbelangt, so ist es vielfach durch geschickte Gruppierung einzelner Thatfachen als ein vollständiges Nachgemälde ohne jeden Strahl erwärmenden Lichts dargestellt worden. Es soll daher unsere Aufgabe sein, in kurzen Zügen ein objektives Bild von dem damaligen geistigen Leben aufzurollen.

Am Rhein gab es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vornehmlich vier Städte, Köln, Düsseldorf, Koblenz und Bonn, in denen die Kunst und die Wissenschaft gepflegt wurden. In der kurpfälzischen Residenz der Herzöge von Berg, in Düsseldorf, war es der Landesherr, der dort im Einvernehmen mit den Ständen die berühmte Gemäldegalerie anlegte, die noch heute der Grundstock zu der Münchner Pinakothek ist. Düsseldorf, die sinnige Kunststadt, hat uns schon im vorigen Jahrhundert eine Reihe unsrer besten Dichter gegeben, Johann Georg Jacobi, den Freund Gleims, dessen Bruder Friedrich Heinrich Jacobi, den Freund Goethes, Barnhagen von Ense, Immermann und Heinrich Heine, der sich zwar in seiner Selbstbiographie als „einen der ersten Männer des Jahrhunderts“ bezeichnet, den wir aber mit Rücksicht auf sein Geburtsjahr 1797 noch ins achtzehnte Jahrhundert nehmen müssen. Immermann stammt zwar nicht aus Düsseldorf, aber sein Name ist mit dem geistigen

^{*)} Auch heute kann man von den Deutschen, dem Volke der Dichter und Denker, leider nur sagen, daß sie das Schreibseligste aber nicht das Lesefleißigste Volk sind.

^{**)} Während Friedrich II. in Berlin den Grundsätzen Voltaires huldigte, war Kaiser Joseph II. ein Verehrer und Bewunderer Rousseaus, den er sogar in Paris in dessen Dachstübchen aufsuchte.

Leben dieser Stadt und des Rheinlandes so innig verknüpft, daß wir ihn nur von hier aus betrachten und als den „unsern“ bezeichnen können. Zwei andre Düsseldorf'sche Poeten, Wilhelm Lindau (geb. 1774), einen fruchtbaren Romanschriftsteller, und Eduard von Schenk (geb. 1788), den nachmaligen bayrischen Minister des Innern und Günstling König Ludwigs, will ich auch noch erwähnen.*)

Unstreitig aber ist eine Glanzzeit in der deutschen Litteratur die Jacobische Zeit, die uns Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ ausführlich geschildert hat.**) Damals war der Altmeister im Jahre 1774 mit Lavater und Baschow in leichtem Rahne auf dem Rhein hinabgeschwommen von Koblenz nach Köln.

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Im Jahre 1792 sehen wir Goethe abermals in Düsseldorf. Hier finden wir Herder, die Fürstin Gallizin, den Denker und „Magus des Nordens“ Hamann, den Reisenden Forster, und als ständigen Gast Heinse, den geistreichen Verfasser des „Ardinghello.“ Hier entspann sich der interessante Briefwechsel zwischen Johann Heinrich Jacobi und Wieland, dem Wandsbecker Boten Claudius, Lavater, Schiller, Fichte, Wilhelm von Humboldt und andern Größen der deutschen Litteratur. Georg Jacobi, der Dichter, sang hier seine zartesten Lieder.

Auch dem Theater hatte man in Düsseldorf früh eine Heimstätte bereitet. Im siebzehnten Jahrhundert hatte es schon eine italienische Oper (1687). Seit dem Jahre 1751 wurden regelmäßig Vorstellungen einer fahrenden Schauspielertruppe unter N. Schuch's Leitung gegeben, dann folgt 1753 bis 1755 Geovazio Sillani mit Lustspielen, 1758 Direktor Karl Theophilus Doebbelin, 1759 Pierre Jacques Ribou, 1767 Arn. Heinrich Porsch, 1775 Josephi, 1783 (19. Februar) wird Hamlet gegeben, 1788 finden wir die Truppe der Witwe Böhm. Unter Immermann's Leitung wurde später das Düsseldorf'sche Theater eine Musteranstalt für ganz Deutschland. (Vgl. Geschichte der Stadt Düsseldorf, herausgegeben vom Düsseldorf'schen Geschichtsverein. Düsseldorf, 1888, bei Kraus.) Im übrigen erschien schon 1745 die Stadt-Düsseldorf'sche Post-Zeitung, der 1760 das Sülich-Bergische Wochenblatt folgte.

Der Trierer Kurfürst Clemens Wenzeslaus und der Kölnische Kurfürst Maximilian Franz ließen es sich in Koblenz angelegen sein, für die geistige Erhebung des Volkes thätig zu sein und hierbei die Musik zur Blüte zu entfalten.***) In der Residenz der Kölnischen Kurfürsten zu Bonn wurde ebenfalls

*) Als Dichter hat sich Schenk besonders durch sein 1826 erschienenenes Trauerspiel „Belisar“ bekannt gemacht. Die Sammlung seiner „Schauspiele“ umfaßt drei Bände. (Stuttgart, 1829—35.)

**) Teil III, Buch 14.

***) Koblenz hatte schon um 1780 ein Theater, in dem dreimal wöchentlich deutsches Schauspiel mit Singspiel abwechselte. Vgl. von Wallerbart, „Rheinreise,“ Halberstadt, 1794, dem

der Musik eine Pflanz- und Pflegestätte bereitet, die sich nur auf dem Boden eines vielseitig angeregten Lebens entwickeln konnte. Cornelius, Beethoven und Görres, deren frühe Jugend in das Ende des römischen Reichs deutscher Nation fällt, sind diesem geistigen Gebiete der Städte Düsseldorf, Bonn und Koblenz entsprossen. War der Rhein doch schon damals fast nach allen Richtungen hin die Hauptader des öffentlichen Lebens in den deutschen Landen. Selbst die Schrecken des dreißigjährigen Krieges konnten der von Natur so bevorzugten rheinischen Gegend nichts anhaben, und Kurköln hatte sich im vorigen Jahrhundert eines lange andauernden Friedens zu erfreuen. Die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln traten nicht, wie der Fürstbischof von Würzburg, als Priester unter das Volk; auch in ihrer Regierungsweise wurde nach dem Zeugnisse R. A. Menzels (vgl. Neuere Geschichte, Band 6, S. 181) nichts vermißt, was die Zeitgenossen an den großen Regenten des Jahrhunderts als Staatsweisheit und Volksbeglückungskunst rühmten. Der Erzherzog Maximilian Franz in Bonn machte es sich zur Aufgabe, dem freien Geiste in der Universität Bonn, im Gegensatz zu dem im alten Köln, eine neue Wohnstätte zu bereiten. Die Domherren und der Adel waren nicht minder als die Fürsten mit dem Gedanken der Freiheit und Aufklärung befreundet. Auf den neu erbauten Palästen sah man allegorische Bilder der Poesie und Künste, in den Gemächern der geistlichen Fürsten die Bilder und Büsten Voltaires und Rousseaus, deren Werke sogar die Dombibliothek ausleihen mußte. (Vgl. Nicol. Vogt, Rheinische Geschichten. Frankfurt, 1836. IV, S. 236.) Einige meinten schon mit dem protestantischen Professor der Geschichte Johannes von Müller, das katholische Deutschland habe den richtigen Weg ruhiger Bildung, von dem die ganze Nation vor zwei Jahrhunderten durch den Kampf der Bibelgläubigkeit gegen die Kirchengläubigkeit weggedrängt worden sei, zuerst wiedergefunden und werde mit den geretteten Mitteln leichter als das protestantische zur gedeihlichen Entwicklung gelangen. (Vgl. Johannes von Müllers Werke, Band XVI, S. 309, Brief an Friedrich Nicolai in Berlin.)

unter den öffentlichen Gebäuden das Komödienhaus am besten gefiel (S. 222). Vor dem Einzuge der Emigranten gab es hier kein Theater. Leider wurden darin zur Zeit der Fremdherrschaft vornehmlich französische Komödien gegeben. Wackerbart fand hier in dem Leseinstitut, das vom Kurfürsten von Trier selbst eingerichtet war, „beinahe alle Zeitungen und Journale, welche in Deutschland herauskommen“ (S. 242). Diese Lesegesellschaften bezweckten damals, ähnlich unsern heutigen Bildungsvereinen, die Vermehrung der Interessen ihrer Mitglieder auf litterarischem und politischem Gebiete. In Mainz war nach dem Zeugnis A. Klebes (Reise auf dem Rhein. Frankfurt, 1801. S. 244, Band 1) vor dem Kriege eins der vorzüglichsten Theater Deutschlands, wo Kop, Christ, Porck, Rhigini wirkten. Während der Fremdherrschaft gab es dort eine deutsche Bühne unter Hofmann und eine französische unter Madame Delloye und 1797 (nach der Eroberung von Mainz) unter Büchner. (Vgl. auch Klebe, Reise auf dem Rhein. Frankfurt, 1802, Band 2, S. 195, der der Meinung Ausdruck giebt, „daß in Koblenz erst seit dem Kriege und der Fremdherrschaft die Musen fast völlig entwichen seien.“)

Nach der Aufhebung des Jesuitenordens (in Bonn am 16. August 1774) erhob der im Jahre 1761 gewählte Kurfürst Max Friedrich die in Bonn bestehende Lehranstalt der Jesuiten im Jahre 1777 zu einer Akademie, um „reineres Licht über die Wissenschaften im Erzstifte Köln zu verbreiten.“ In der philologischen Fakultät wurde außer dem Unterrichte in der deutschen Sprache nach Ramlers Einleitung in die schönen Wissenschaften, Gellerts praktische Abhandlung von dem guten Geschmacke in den Briefen in den Lehrplan aufgenommen, ferner Gottscheds deutsche Sprachkunst und Stoschs Versuch in richtiger Bestimmung gleichbedeutender Wörter, später auch die Anweisung zur deutschen Sprachkunst zum Gebrauch der Erzstiftisch-Kölnischen Schulen (Bonn, 1781). Das geistige Leben am Rhein war zu dieser Zeit schon, wie wir bei einer unbefangenen Würdigung der Thatfachen finden werden, in hoher Blüte, als der Osten unsers Vaterlandes noch lange nicht die Sonne Goethes hatte aufgehen sehen.

Der bekannte Litterarhistoriker Hermann Hüffer spricht sich über die damaligen Zustände in den geistlichen Fürstenthümern folgendermaßen aus: „Man kann nicht behaupten, daß in diesen geistlichen Territorien die Regierung schlechter, die wirtschaftlichen und sozialen Zustände mehr veraltet und zertrümmet gewesen, als in weltlichen Staaten von ungefähr gleicher Bedeutung. Das alte Sprichwort »Unter dem Krummstab ist gut wohnen« hatte seine Bedeutung und gerade bei denen, die es am nächsten anging, seine Anerkennung noch nicht verloren. Selten haben, soweit ich sehen kann, die Einwohner, und zwar alle Klassen der Einwohner, anderswo so zufrieden, so neidlos und in ihrer Weise behaglich neben einander gelebt.“ Namentlich waren zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Ereignisse auf der Weltbühne in hohem Maße geeignet, das Interesse der gebildeten Welt ganz besonders in Anspruch zu nehmen. Im Westen rangen die Amerikaner mit den Engländern in blutigen Kämpfen um ihre Unabhängigkeit, im Osten entfalteten sich die glänzenden Siege Katharinas II. und Josephs II. über die Türken, in der Nähe erwärmte den Deutschen das Bild des großen Preußenkönigs Friedrich II. Vom benachbarten Welschland drohte das Grollen der Empörung in einem unheimlichen Wetterleuchten, das einem welterschütternden Gewittersturm vorausging. Doch weder die Wirren im Auslande, noch die damals unerfreulichen Zustände in allen Gegenden unsers deutschen Vaterlandes vermochten die litterarische Bildung in unserm Volke hintanzuhalten. Die Gebildeten unsers Volkes bereicherten sich dessen ungeachtet an den Schätzen der deutschen Dichter und Denker, die sie für Mit- und Nachwelt aus ihrem Geiste gefördert hatten. In wenigen deutschen Städten mochten damals die Verhältnisse günstiger gestaltet gewesen sein, als in Bonn am Rhein. (Vgl. Hermann Deiters, Ludwig van Beethoven. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1882; Beethoven, Biographische Notizen von Wegeler und Ferdinand Riez, 1838.)

Der Verfasser der „Malerischen Reise am Niederrhein“ (Köln am Rhein, bei dem Verfasser, und Nürnberg, bei L. Weigel und A. B. Schneider, 1784) spricht sich bei der Beschreibung des kurfürstlichen Schlosses zu Bonn S. 26 dahin aus, daß man ein deutsches Schauspiel, auch bei den vorigen Regierungen, in Bonn noch nicht gehabt habe, außer was die beiden letztverstorbenen Kurfürsten Clemens August und Joseph Clemens durch ihre Musikanten und Hofbediente von Zeit zu Zeit geben ließen. Von Joseph Clemens erzählte man sogar, daß er seine Leute meist selbst, und oft sehr fühlbar, dressiert habe. Unter der letzten Regierung habe man vieles auf Franzosen und Italiener verwandt. Selbst noch unter diesem Herrn seien Gesellschaften aus jenen Nationen gewesen. Aber nun ist, sagt er, seit verschiedenen Jahren alles deutsch. Sonderbarerweise hat der ungenannte Verfasser die dem Buche beigegebenen Kupfertafeln nur in französischer Sprache beschrieben.

(Fortsetzung folgt)



Senectus loquax

Plaudereien eines alten Deutschen

10



er Raufsch von 1848 war zu Ende und hatte nur den bittersten Nachgeschmack zurückgelassen. Die Schlacht von 1849 war geschlagen, ohne einen Friedensschluß herbeizuführen, nicht einmal einen Waffenstillstand. Erbitterung erfüllte die Unterlegnen, die abermals wie nach den Befreiungskriegen die Hoffnungen des deutschen Volkes und alle feierlichen Zusagen in Dunst aufgehen sahen, die Sieger wußten, daß die große Mehrheit mit dem Herzen auf seiten der Gegner stand. So beobachteten beide Parteien einander mit dem tiefsten Mißtrauen. Freunde und Anhänger außerhalb der Kreise der unbedingten Reaktion zu gewinnen, darauf konnten die Regierungen wohl nicht rechnen, vielmehr bedienten sie sich ihrer Machtmittel, um die „Übelgefinnten“ aller Art, so gut die „Revolutionäre in Schlafrock und Pantoffeln“, wie der Minister Manteuffel die Konstitutionellen nannte, als die Demokraten und Roten unschädlich zu machen, zu unterdrücken oder doch zu ermüden. Die berühmte Mainzer Centraluntersuchungskommission von 1819 ff. wurde nicht erneuert, da in den Grundsätzen der Verfolgung alle Machthaber im wesentlichen einig waren. Aber es läßt sich annehmen, daß die Akten jener Kommission aufmerksam studiert wurden, die nicht nur wegen hochverräterischer Unternehmungen, Teilnahme an gefährlichen Verbindungen, sondern auch wegen „entfernter Beihilfe“ zu solchen Verbindungen, wegen „Verbachts der Mitwissenschaft“, „Nichtanzeige der Wissenschaft von dem Verjuche der Stiftung einer solchen“ und